Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 79 (1999)
Heft: 11

Buchbesprechung: Sachbuch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Daniel Brühlmeier, *geboren 1951. Dr. oec. (HSG, 1988) und lic. ès lettres (Université de Genève, 1975). Nach Lehr- und Forschungstätigkeit an der Universität St. Gallen von 1993–1999 persönlicher Mitarbeiter von Eric Honegger, Finanzdirektor des Kantons Zürich. Seit Mitte 1999 Leiter der Stabsstelle Politische Planung und Koordination der Staatskanzlei.*

Nationale Identität und europäische Herausforderung

*Eine Retrospektive auf Literatur zur Schweiz 1848–1998, 2. Teil**

Es gibt Leute, die beschäftigen sich mit der Schweiz vom Sirius-Punkt aus, wie die Franzosen sagen, also aus grösster, leidenschaftsloser Distanz. So zum Beispiel der marxistische Historiker *Eric Hobsbawm* in seinem «kurzen 20. Jahrhundert»[1]. Für ihn ist die Schweiz eine der wenigen europäischen Nationen, die über die ganze Periode (1914–1991) ununterbrochen über funktionierende demokratische Institutionen verfügt habe (nebst UK, Finnland, Irland und Schweden). Dann aber sind die Lorbeeren schon verteilt. Es folgen die tadelnden Beobachtungen, dass die Schweiz zu den akademisch konservativsten Ländern gehöre (nur 1,5 Prozent der Gesamtbevölkerung), dass die Frauen dabei (1980) weniger als 40 Prozent ausmachen (in Europa sonst nur noch in Griechenland, Türkei und UK), dass sie nur in islamischen Staaten ähnlich spät zum Wahl- und Stimmrecht gelangten. Und die Schweiz gehöre zu den «ungleichsten» der reichen Länder: die obersten 20 Prozent hätten 8 bis 10 Mal mehr als die untersten, und die obersten 10 Prozent hätten mehr als ein Viertel des Gesamteinkommens (vergleichbar mit Australien, Neuseeland und den USA, resp. Singapur und Hongkong). Schliesslich sei das Bruttoinlandprodukt in den dreissiger Jahren, etwa im Vergleich mit Schweden, mangels interventionistischer Staatseingriffe gefallen, und die Schweiz habe in den siebziger Jahren separatistische Bewegungen gekannt (ebenso wie Grossbritannien, Spanien, Kanada, Belgien und Dänemark).

Bausteine schweizerischer Identität

Diese Zahlen mögen stimmen. Doch zahlenmässig ist und war die Schweiz schon immer (zu) unbedeutend. Wer sich mit der Schweiz beschäftigt, darf sich nicht nur mit Zahlen begnügen. Er muss auch Engagement mitbringen. So etwa wie die Autoren von «Eine kleine Geschichte der Schweiz», die sich ansonsten wohl sicher auch einer linken Historiographie à la *Hobsbawm* verpflichtet fühlen. Dieses Buch ist eine Einladung *«zu einer intellektuellen Reise in die Schweiz»*, deren *«politisches Modell»* anhand von fünf zentralen Bausteinen entwickelt wird[2]: die geschichtliche Selbstkonstruktion seit dem späten 18. Jahrhundert, die Neutralität, die Demokratie, die (sich selbst organisierende) Bürgerlichkeit, die Wohlhabenheit.

Eine solche Suche nach «Bausteinen», «Konstanten», «Identitätsmerkmalen» usw. ist ein interessanter gemeinsamer Nenner einiger zum Jubiläumsjahr 1998 erschienenen Publikationen. Schon *Wolfgang von Wartburg* baute sie intelligent unter dem Titel «Was macht die Schweiz zum Sonderfall?» ein in seine «Betrachtungen zur Europäischen Dimension der Schweiz»[3]. Und ich habe – leider noch in Unkenntnis des Werkes von *von Wartburg* – selbst versucht, die Identitätsmerkmale auszulegen und eine Binnenbetrachtung des Wandels vorzunehmen, dabei auch betonend, wie wesentlich sich der Wandel und vielleicht sogar die Korrosion bislang fester Identitätsbestandteile vorerst einmal in der eigenen Infragestellung darstellt. Dann aber natürlich auch, welche Rolle denn Europa und damit die europäische Herausforderung für unsere Identität(-smerkmale) spielt und möglicherweise in Zukunft noch verstärkt spielen wird[4].

An der «Kleinen Geschichte der Schweiz» ist einmal hervorzuheben, dass sie primär *«Fragen formulieren»* will. Ge-

*Der erste Teil wurde in der Oktober-Ausgabe der «Schweizer Monatshefte» publiziert.

rade im Fall der Stellung der Schweiz in und zur europäischen Integration erscheint darin bemerkenswert, dass die *«Integration kein Zweck an sich»* ist und man bestrebt ist, dem (vornehmlich wohl ausländischen) Leser manches von der Vision der Schweiz nach Europa zu tragen und bekanntzumachen: *«Denn in der Fähigkeit, Heterogenität zuzulassen, zu respektieren und zugleich in einem föderalen politischen System übergeordnete politische Handlungseinheiten zu schaffen und demokratisch zu fundieren, kann die Schweiz nach wie vor als modellhaft gelten»* (19 f.).

Damit will ich nicht sagen, dass alles in diesem Band unkontrovers wäre. Die Darstellung der Neutralität etwa hat zu einer Kontroverse des Autors des Beitrags, *Andreas Suter*, mit *Thomas Maissen* geführt[5]: Und während der Gedanke im einleitenden historischen Überblick, in der Schweiz hätte die Speerspitze einer konservativ christdemokratischen Internationalen auf Kosten des Liberalismus und der Sozialdemokratie die Nachkriegszeit geprägt (75), noch zum anregenden Schmunzeln einlädt, wundert man sich dann doch über die ideologische Voreingenommenheit und den mangelnden finanz- und allgemeinpolitischen Sachverstand, wenn allen Ernstes behauptet wird, konservativ-föderalistische Kräfte hätten in dieser Zeit jede Stärkung des Bundes *«erfolgreich hintertrieben»*. Vornehmlich zwei Beiträge des Bandes stimulieren dagegen auf erfrischende Weise weitere Vertiefungen.

Direct democracy matters ...

... könnte man zu *Martin Schaffners* Beitrag sagen, in welchem den Volksrechten eine unsichere Zukunft prognostiziert und eine fundierte historische Grundlage für die These geliefert wird, dass *«der Prozess der politischen Integration Europas, um ein aktuelles Beispiel zu erwähnen, den Bürgerinnen und Bürgern der Schweiz einen Verlust an Partizipationsrechten zumuten wird, auf den diese kaum vorbereitet sind»* (190). *Schaffner* differenziert dabei das, was allzugern als *«Produkt eines quasi naturgeschichtlichen Prozesses, (als) zwangsläufige Folge einer alten, traditionsreichen Geschichte der Selbstregierung des Volkes»* verstanden wird. Die schweizerische Demokratiegeschichte habe insgesamt ein *«schärferes Profil»*, als in einer einfachen, fortschrittsorientierten Perspektive angenommen werde (225).

Eine vielleicht spezielle, aber interessante Debatte scheint mir der Hinweis *Schaffners* auf das Quorum für kantonale Verfassungsrevisionen aufzutun: Er geht davon aus, dass Art. 6 lit. c der Bundesverfassung von 1848 als Revisionserfordernis im umfassenden Sinne zu verstehen ist, als wirkliche *«absolute Mehrheit der Bürger»* (nicht nur der Stimmenden!), dies im Gegensatz zur (Total-)Revision der BV im damaligen Art. 114, wo von der *«Mehrheit der* stimmenden *Schweizerbürger»* die Rede ist. Falls dies zutrifft, wäre dies natürlich de facto eine beträchtliche Erschwernis in der Ausübung republikanischer Rechte. M.E. stellt dies aber doch eher eine Minimalforderung an die Abstimmungen in den Kantonen dar, die sie nach dem ihrem ohnehin massgebenden jeweiligen kantonalen Staatsrecht «demokratischer» gestalten konnten – etwa direktdemokratisch an den Landsgemeinden oder auch an der Urne, wobei damals ja zumindest für den Kanton Luzern das Verfassungsänderungen wiederum begünstigende Vetoverfahren – Enthaltung = Zustimmung – galt.

Demokratie ist «stets bezogen auf eine bestimmte Gruppe von Menschen» und entfaltet sich immer in Verbindung mit einer bestimmten politischen Organisationsform des Staates, einer «Staatlichkeit».

Warum das Schicksal der direkten Demokratie im europäischen Kontext gerade auch gewissermassen emotional wichtig und nicht allein nach quantitativer, sondern eben auch qualitativer Hinsicht zu bewerten ist, machen grundsätzliche Überlegungen von *E.-W. Böckenförde* im Band von *Meyer/Kohler*[6] klar. Demokratie ist *«stets bezogen auf eine bestimmte Gruppe von Menschen»* und entfaltet sich immer in Verbindung mit einer bestimmten politischen Organisationsform des Staates, einer *«Staatlichkeit»*. Diese kann ihre integrative Kraft nur entwickeln, wenn sie ein gewisses Mindestmass an Übereinstimmung, letztlich also auch Zusammengehörigkeitsgefühl, fördert. Es ist für ihn im übrigen selbstverständlich, dass ein letztlich unabdingbares *«nationales Bewusstsein, d.h. ein gemeinsames politisches Selbstbewusstsein verbunden mit politischem Selbständigkeitswillen»* (74) auch an Mythen appelliert (appellieren muss?), die nicht einfach als *«selbstillusionierende Nationalmythen»* (so 13) abgetan werden können.

Der Bedeutungsverlust demokratischer Willensbildung ist für *Böckenförde* unter

den Prämissen der Globalisierung und Internationalisierung evident. Er muss also m.E. gerade für die Schweiz mit ihrer ganz spezifischen direktdemokratischen Form thematisiert werden. Der Weg einer technokratisch-administrativen Abwicklung, wie er noch im Rahmen der Revision der Bundesverfassung mit dem Reformbaustein «Volksrechte» angegangen wurde, ist wohl gerade mit Bezug auf Europa definitiv nicht mehr gangbar.

Bürgerlichkeit ...

... ist das Thema des zweiten herausragenden Beitrags in der «Kleinen Geschichte der Schweiz». *«In der Schweiz ist seit dem 18. Jahrhundert in einem lang dauernden, durchaus auch stockenden Entwicklungsprozess eine der – in internationaler Perspektive – erfolgreichsten bürgerlichen Gesellschaften entstanden, die heute noch nach diesen Grundprinzipien geprägt ist»* (228). Ausgehend von *«Geselligkeit»* – allerdings weniger die anthropologisch-antagonistische *Kants*, die im Untertitel und auch im Text angesprochen ist, sondern die optimistisch-integrative *Iselins* und vor allem diejenige *Gottfried Kellers*, der zur eigentlichen Auskunftsperson avanciert – entwickelt *Hettling*, fernab der üblichen Ideologiekritik, ein differenziertes Bild helvetischer Bürgerlichkeit: bemerkenswerte Offenheit und beachtliches Integrationspotential, aber auch rigide Ausschlussmechanismen (229), Abstützung in Vereinen und freien Assoziationen, vor allem auch in privaten und kommunalen Stiftungen, die wesentliche Funktionen der Fürsorge übernehmen (234 f.), vornehmlich lokale, oft nebenamtliche Politikorganisation mit vergleichsweise hoher Parteimitgliedschaft (237 ff.). Soziale Grundlagen (vor allem fehlender Adel, frühe, aber zerstreute Industrialisierung, wenig ausgebildete, vor allem föderale Staatstätigkeit) begünstigten den Zugriff der Gesellschaft auf die Ressourcen, die selbständige Berufstätigkeit und die Etablierung des Bürgertums *«als dominante gesellschaftliche Formation»* (auch gegenüber der Arbeiterbewegung) und lassen die Schweiz heute, vergleichweise, den Prozess des Um- oder Rückbaus des Sozialstaates gelassener angehen.

Dass es so in der Schweiz zu einer *«bürgerlichen Erfolgsgeschichte»* (245) kommen konnte, hat auch seine politischen Komponenten: Eine aus der Landsgemeindedemokratie entstandene *«feindifferenzierte plebiszitäre Demokratie»*, ein produktiver Föderalismus, *«eine ausgeprägte Limitiertheit des Staates»* und die republikanische Tradition. 1848 war dabei nach der Sprengung der Reformblockade durch den Sonderbundskrieg der Beginn einer langfristigen Entwicklung einer flexiblen Anpassung der Bürgerlichkeit an sich verändernde Umstände und Ansprüche, die Stabilisierung eines erfolgreichen Sozialmodells in einer politischen Ordnung: *«Damit wurde das Bürger-Sein von einem sozialen Leitbild auch zu einem politischen Handlungsmodell»* (251). Dies beinhaltete für den einzelnen aber auch Zumutungen – ich verstehe das Wort durchaus in seiner doppelten Bedeutung –, nämlich nicht zu egoistisch, nicht zu individualistisch zu handeln, Geselligkeit auch zu pflegen und – sofern vorhanden – sich demonstrativem Luxus zu enthalten. Letztlich das, was *Kellers* Roman «Martin Salander» für *Hettling* bedeutet, nämlich *«eine Apotheose der Selbstbeschränkung»* (259).

Demokratie ist «stets bezogen auf eine bestimmte Gruppe von Menschen» und entfaltet sich immer in Verbindung mit einer bestimmten politischen Organisationsform des Staates, einer «Staatlichkeit».

«Krise von Bürgerlichkeit im 20. Jahrhundert?» steht als abschliessende Frage im Raum. *Hettling* notiert zwar Veränderungen – etwa im Wertesystem von Selbständigkeit zu Selbstverwirklichung, von Arbeit zu Glück –, wehrt sich aber gegen die oft gehörte Rede vom Ende des Bürgersinns, sondern konstatiert schon eher den Verlust von Rückbindung des Bürgersinns an bestimmte, relativ festgefügte und klar abgrenzbare soziale Figurationen (263). Und an einer anderen Stelle attestiert *Wolf Lepenies* in einer seiner zugleich erhellenden und erheiternden Episoden zur Schweiz, wie exemplarisch sich im Zusammenspiel des Staates mit den Institutionen der Bürgergesellschaft das Wesen der Demokratie ausdrücke[7]. Ob die freie Assoziation und, darauf aufgebaut, das Prinzip der Selbstorganisation allerdings ihren zentralen Stellenwert (weiter) behalten und entwickeln können, scheint mir derzeit noch offen. Wie leicht auf Leistungen des Sozialstaates verzichtet, der Neid (beidseits!) domestiziert wird und Zentralisierungseffekte der letzten 30 Jahre rückgängig gemacht werden, wird ebenfalls die Zukunft zeigen.

Ein Ärgernis mit verpatzter Chance

Gerade weil es *Hettling* in einem solchen Kontext kritischer Reflexion gelingt, *Kellers* paradigmatische Rolle für die Schweiz des 19. Jahrhunderts anzuzeigen, muss eine hoffnungsvolle inländische Stimme als eigentliches Ärgernis der 1998er Literatur erscheinen: das aus Anlass des Jubiläums erschienene Werk von *Adolf Muschg:* «Oh mein Heimatland»[8]. Damit meine ich nicht einmal die literarische Qualität: Ob einem die z.T. etwas langfädigen Pfadfindergeschichten oder die Bewältigung seiner Vater- und Mutter-Problematik gefallen, ist weitgehend Geschmacksache (einem Literaturrezensenten hat es nicht so gefallen und er hat es auch öffentlich gemacht; ihn traf dann der Bannstrahl von *Muschgs* demonstrativer Abwesenheit während einer Podiumsdiskussion an der letztjährigen Buchmesse). Ein Ärgernis ganz besonderer Art ist allerdings die Unfähigkeit des Verlags, das Buch so lektorieren zu lassen, dass u.a. ein helvetisches – und man meinte bislang auch deutsches – Schlüsselwort wie «föderalistisch» korrekt auf die Seite kommt (160).

Auf der geschichtlich-politischen Ebene lebt das Buch weitgehend von einer beabsichtigten Rehabilitation, derjenigen *Friedrich Lochers* (1820 – 1911). *Locher* war ursprünglich ein linker Untersuchungsrichter (*Gasser* lässt grüssen), vor allem aber ein Pamphletist, der kraft seiner Feder und seiner Börse, die ihn jeden Verleumdungsprozess durchstehen liess, fertig machen konnte, wenn er wollte (im Falle von *Gottfried Kellers* Geliebten *Louise Scheidegger*, die den Freitod suchte, traf es möglicherweise eine Falsche, was *Muschg* allerdings mit einer grossen Gebärde, aber ohne Beleg, wegweisen will[9]).

Gegenspieler von *Locher* ist einerseits *Alfred Escher*, andrerseits *Gottfried Keller*. *Muschg* sieht zwischen *Escher* und *Locher* den Konflikt von Snob und Dandy; allerdings verläuft das Ganze für den politisch geschulten Leser wohl eher nach dem Muster der gigantischen Konfrontation *Bolingbroke-Walpole*, die *Muschg* aber wohl kaum kennt: des wortgewaltigen republikanischen Aristokraten und Literaten gegen den erfolgreichen bürgerlichen Politiker. Wer Charme hat – und das ist, was wirklich zählt –, darüber bestimmt der Dichter: Bei allem materiellen Erfolg gebührt dieser nicht *Escher*, sondern eben dem Berufskollegen *Locher*. *«Angeberei und Verdienst waren bei Locher nie zu trennen»*, was implizit auch heissen soll: Je frecher er angibt, je höher er den Knebel wirft, desto grösser sein Verdienst. Zieht ihn bei *Muschg* ein Adjektiv oder ein Nebensatz runter (z.B. *«latenter Antisemitismus»*, S. 242), so ist das Substantiv oder der Hauptsatz da, um ihn wieder in gutem oder noch besserem Licht erscheinen zu lassen (*«höhnischer Aufklärer»*, *«auf dem Pfad Lessingscher Tugend»*).

Wie leicht auf Leistungen des Sozialstaates verzichtet, der Neid (beidseits!) domestiziert wird und Zentralisierungseffekte der letzten 30 Jahre rückgängig gemacht werden, wird ebenfalls die Zukunft zeigen.

Noch schlimmer als *Escher* ergeht es allerdings *Gottfried Keller*: Er, dem *Muschg* früher mal noch ein lesenswertes Buch gewidmet hat, erscheint zu lange in diesem Buch als verklemmter Trottel, als Alkoholiker und Wendehals, den man schamlos psychologisieren und dessen mindere Elaborate auch mal mit *Hitlers* «Mein Kampf» verglichen werden dürfen (111). Er bezog für *Muschg* eine Nische im System, und er leistete seinen Dienst einer Republik als *«Platzhalter ihres dünner gewordenen Ideals»*. Dagegen darf *Locher* beanspruchen, *«die Glaubwürdigkeitslücken des Systems»* zu sprengen und ihm gegenüber in der Rolle des einzig, ja sogar des Selbstgerechten aufzutreten (217 f.). Eine (ungewollt?) adäquate Darstellung *Kellers* gelingt *Muschg* dennoch in einem Satz zu «Martin Salander»: *«Für Kellers trüben Blick war die Republik eine Provinz der Fortuna geworden»*[10].

Dennoch: *Muschg* verschliesst sich mit seiner viszeralen Voreingenommenheit gegenüber *Gottfried Keller* den Blick auf eine immer erinnerungswerte und vielleicht auch heute wieder aktuelle Perspektive eines Intellektuellen auf die Schweiz. In der Tat hatte der liberale Republikaner *Keller* zwar die Unausweichlichkeit einer verselbständigten *«transatlantischen»* Wirtschaft akzeptiert – sein Wort, für das, was heute Globalisierung heisst –, doch er hoffte und kämpfte für einen *«denkenden und menschenfreundlichen Staat»*. Ein solcher setzt bei der sozialen Ausbeutung an, bei der Kinderarbeit, weil *«kleine Republiken vor allem die volle Zahl und Kraft ihrer Bürger brauchen und keine Kasten dulden können, die, bereits körperlich, gesundheitlich verschieden, ihr Grundprinzip aufheben»*[11].

Keller wehrte sich aber auch vehement – und dies wohlgemerkt 1865 als nunmaliger Staatsschreiber – gegen zwei Phänomene der politischen Mobilität seiner Zeit: die *«Wanderratten»* einerseits, *«welche nur einen Arbeits- und Nahrungskreis abnutzen und mitschreien und lärmen, um stracks wieder wegzulaufen, wenn es ernst gilt oder wenn sie anderswo eine fettere Wiese sehen [...] welche den Seckel zuschnüren, sobald dieses Gemeinwesen bedrängt ist und mit seinem Steuerzeddel anklopft»*[12]. Eine andere Form perverser Mobilität stellten für ihn allerdings dann auch die *«polit. Abenteurer»* dar, die sich mit Wohnsitzwechsel eine kürzere Karriere verschaffen, sogenannte *«Zugewanderte»*, *«[p]olitische[n] Carrière- & Nutzensucher»*, die für ihr politisches Emporkommen *«auf bestimmte Wahlkreise und deren Eigenschaften»* spekulieren und so wie Landstreicher umherziehen.

Und gerade als Republikaner weiss *Keller*, dass die *«heutige Republik»* – im Gegensatz zur klassisch-antiken – auf modernen Gleichheitsprinzipien beruhen muss und *«nur noch bürgerlicher Natur mit gleichen Rechten»* sein kann. Das Scheitern dieser Republik kann für ihn im Wohlfahrtsstaat enden, der den Verlust der (alten) Freiheit mit sich bringt und wo *«die verkommene Gesellschaft besser der nächstbesten monarchischen Zwangsanstalt anheim[fällt], wo sie dann als Unterthanen ein neues Leben versuchen mögen*[13]*.»*

Im übrigen hatte er sich gerade mit dem *«Prinzeps»* – von dem ihn vor allem ein (eminent klassisch-republikanischer) Dissens zur Aussenpolitik trennt – versöhnt: *Keller* ist von seinem expansiven, kriegsgeneigten Verständnis der Republik der fünfziger Jahre abgerückt und auf jene besonnene Position *Eschers* eingeschwenkt, die letztere in einer aussenpolitischen Standortbestimmung von 1861 sinngemäss so definierte: eine schweizerische Mission in der Welt verstanden nicht mit Waffen, sondern durch Demonstration eines sinnvollen Gebrauchs der Freiheit und eine Anerkennung, dass unsere Wahrung der Unabhängigkeit notwendig stabile Finanzen und eine leistungsfähige Wirtschaft bedingt[14].

Eschers Pendant heute, *Muschgs* Gegenspieler, das sei noch angefügt, ist ein gewisser *B.*, mit dem *Muschg* noch zwei persönliche Rechnungen zu begleichen hat (die vernichtende Initiale wird sonst im Buch, auch das verdient der darin waltenden Proportion wegen Erwähnung, noch *Hitler* gegönnt). Und wer glaubt, auf S. 29 unter dem Kapiteltitel: «Volksmänner» ein Porträt von *B.* präsentiert zu bekommen, wird auf der nächsten Seite – positiv oder negativ, das ist Sache des Lesers, aber handwerklich ziemlich gekonnt gemacht – enttäuscht: hereingefallen, es ist eben *Locher*, nicht *B.*! Wohl aus dieser Situation persönlicher Abrechnung heraus erscheint das, was heute not tun soll, entsprechend verzerrt: Angesichts des Schattens, in den die geistige Landesverteidigung die Schweizergeschichte geworfen habe, gilt es für *Muschg*, diese neu zu schreiben, oder zumindest mit *Locher* neu zu beleuchten. Eine gültige Wahrheit spricht *Muschg* in einem homerischen Exkurs aus: *«wie immer ist gut gemeint das Gegenteil von Kunst»* (188). Nur stimmt das fast noch mehr von der Politik.

Als Republikaner weiss Keller, dass die «heutige Republik» – im Gegensatz zur klassisch-antiken – auf modernen Gleichheitsprinzipien beruhen muss und «nur noch bürgerlicher Natur mit gleichen Rechten» sein kann.

Warum und welche Schweiz? – die Willensnation auf dem Prüfstand

Angesichts einer zwar leidlich intakten, aber auch immer stärker, teils hausgemacht, teils von Europa her herausgeforderten schweizerischen Identität stellt sich für die Schweiz – um in den Kategorien *Ernest Renans* zu sprechen – die Frage nach dem in der Vergangenheit akquirierten *«sozialen Kapital»* einerseits, nach dem *«in der Zukunft gemeinsam zu realisierenden Programm»* andererseits. Wir haben uns darauf zu verständigen, was nun wirklich die distinkte Eigenart der Schweiz im ausgehenden 20. Jahrhundert ausmacht. Das kann nicht schnell übers Knie gebrochen werden: Einer Formulierung von *Wolf Linder* ist zuzustimmen, dass es dabei *«Zeit und Raum für Emotionales braucht (...) Eine Reorientierung schweizerischer Identität scheint nur möglich, wenn sie eine positive, emotionale Identifizierung mit notwendigen Veränderungen der Schweiz ermöglicht*[15]*.»* Zu hinterfragen ist dabei allerdings die elegant verpackte Insinuation, dass die Identifizierung *nur mit den Veränderungen* gefordert ist – es gilt sich ebenso, alles zu seiner Zeit und am richtigen Platz, auch mit dem Status quo zu identifizieren.

Trotz einer eigentlichen Vermassung von *Karl Schmids* «Unbehagen im Klein-

staat» und einer hartnäckigen Persistenz von *Max Imbodens* «Helvetischem Malaise» scheint es bislang zumindest klar, dass sich die Zukunft der Schweiz auch in einer auf allen Ebenen stärker wettbewerbsorientierten, sich auch dem Neuen und Anderen nicht verschliessenden Politik und Gesellschaft Europas und der Welt letztlich in einer fortgesetzten, und fortgesetzt neuen Synthese von nationaler Identität und Weltoffenheit finden muss. Der in und mit Europa zu beschreitende Weg – wie er auch immer letztlich angegangen wird – ist nicht möglich ohne Rück- und Neubesinnung auf unsere Identität und deren Kerngehalt. Deren bewusste und erfolgreiche Suche wird zu einer unabdingbaren Bedingungen für die Bewältigung der Zukunft. Und bislang erschien es weitherum unbestritten, dass der Bestand der Schweiz als Willensnation – *«La volonté de la Suisse d'être unie»*, um nochmals mit *Renan* zu sprechen –, erprobt im «Schweizer Standpunkt» von *Carl Spitteler* angesichts des *«Stimmungsgegensatzes»* zwischen Deutschschweiz und Romandie zu Beginn des Ersten oder auch wieder in der geistigen Landesverteidigung des Zweiten Weltkrieges, entscheidend sein würde.

Nicht nur wegen dieses ungestörten Konsenses über die Willensnation, aber gerade auch deshalb ist *Jonathan Steinbergs* Neuauflage von «Why Switzerland?» anzuzeigen. Dieser intelligent-provokativ zweideutige Titel stand 1976 für zwei Fragen: Warum soll die Schweiz Nicht-Schweizer interessieren? und: Warum existiert die Schweiz? 1996 gesellt sich nicht nur ein neues, (vielleicht nur für den Nicht-Nichtschweizer auf den ersten Blick überraschenderweise) mit «Religion» überschriebenes Kapitel, sondern ein dritter Frageaspekt dazu: Warum soll die Schweiz – «normal» geworden, mit konventionellen europäischen Problemen konfrontiert und von Freunden umzingelt – weiterbestehen? (Oder in andern Worten: Vor allem ist die Tatsache bemerkenswert, dass sich die Schweizer nun diese Frage selbst stellen...)

Inhaltlich ist es denn nicht zufällig das Kapitel über die Identität, das am meisten der Aktualisierung bedurfte. Dies einmal, weil für *Steinberg* diese Identität über weite Strecken durch die Armee bedingt ist, und hier haben wir seit 1976 nicht nur organisatorische Veränderungen, sondern auch mentaliätsmässige Infragestellungen erlebt. Dann hatte *Steinberg* es 1976 am Ende des Kapitels kühn gewagt, ein paar Zukunftsprognosen für die Schweiz zu stellen, nämlich: grosse, nicht leicht zu bewältigende Veränderungen über die nächsten zehn Jahre, etwa bei der Armee und im Neutralitätsverständnis; Uno-Beitritt; Bedeutungsverluste der kantonalen Staatlichkeit; Spannungen bei der Integration der zweiten Ausländergeneration; mehr Streiks und mehr Arbeitslosigkeit; Verlust an Vielfalt der Sprachdialekte wegen der grösseren Mobilität und dem Einfluss des ausländischen Fernsehens.

Die Botschaft der Schweiz ist im Kern, auch für Europa, ihre direkte Demokratie.

Die kritische Bilanz des (Nicht-)Eintreffens dieser Prognosen und der entsprechenden Mobilisierung des Lösungspotentials in der Schweiz würde den mir zustehenden Rahmen sprengen. Interessant ist aber bei *Steinberg* einerseits die Einschätzung, dass die Schweizer diese Veränderungen zu stark und zu pessimistisch als Bedrohung ihrer Identität verstehen. Dann aber eben vor allem auch seine These, dass die Schweizer sich zu stark an den Charakter der Schweiz als Willensnation klammern würden, an welchen sie letztlich *nicht* gebunden sei. Sie habe vielmehr als widerstandsfähiges, verwurzeltes und hervorragend funktionales Set von Institutionen eine Existenzberechtigung und Zukunft unabhängig davon, was ausserhalb ihr geschehe (Vorwort). Schweizer sind nicht wie alle andern (248), ihre Werte verbinden immer noch mehr als sie trennen (251), sie werden noch ein paar Mal Nein sagen zu Europa, um letztendlich beizutreten – *«but essential Swissness will remain»* (253). Die Botschaft der Schweiz ist im Kern, auch für Europa, ihre direkte Demokratie. Sie lehrt Europa so – und sie wird es weiter tun – durch ihr lebendiges Beispiel des Anderen.

Eine Reorientierung schweizerischer Identität scheint nur möglich, wenn sie eine positive, emotionale Identifizierung mit notwendigen Veränderungen der Schweiz ermöglicht.

Das tönt zwar beruhigend, doch ein für viele Schweizer schmerzlicher Punkt muss in aller Klarheit festgehalten werden: Ich meine die immer deutlichere Unmöglichkeit, so oft wie bisher von der (Ausnahme-)Gunst des Schicksals und manchmal auch der eigenen Schlaumeierei profitieren zu können. Dies gilt – was allerdings auch noch nicht alle voll begreifen wollen – ja schon landesintern, wo es heute primär darum geht, bei der extremen Knappheit der öffentlichen finanziellen Mittel Prio-

ritäten zu setzen und damit entsprechend Abstriche zu machen. Aber dies gilt natürlich auch in unserem Verhältnis zu Europa. Es kann also unvermeidbar *«keine Fortsetzung der Vorteilskombination»* geben *(Linder)*. Oder eben in einer fast schon klassisch-eindringlichen Voraussage von *Karl Schmid*[16]: *«Wir werden nicht alles haben können, ein Maximum an Selbstbestimmung, ein Maximum von Erweiterung der Märkte, ein Maximum an Selbständigkeit des Staates und an Freiheit der Wirtschaft und des Einzelnen. Wir werden uns also entscheiden müssen,* wofür *wir welchen* Preis *zu zahlen bereit sind.»*

Dies wird auch in der als *«grosse Aufgabe unserer Zeit deklarierten»* Schlussfolgerung *Dietrich Schindlers* deutlich[17], dass die Schweiz den Ausgleich wird finden müssen zwischen dem Bedürfnis der Bürger, über alles mitreden zu können, und der Notwendigkeit, in gewissen Fragen internationale Regelungen einzuführen, bei denen die Mitwirkung des Bürgers nicht mehr denselben Umfang haben kann.

Damit die Schweiz bleibt, wie sie ist, muss sich vieles ändern. Einiges aber muss unverrückt Identität gewährleisten.

Damit die Schweiz bleibt, wie sie ist, muss sich vieles ändern. Einiges aber muss unverrückt Identität gewährleisten. Persönlich sehe ich folgende, keineswegs als abgeschlossen zu verstehende Liste von Eckpunkten, auf welche nicht verzichtet werden sollte:

- Es darf keinen Abbau von direkter Demokratie geben (mit Ausnahme des fälligen Wechsels vom obligatorischen zum fakultativen Gesetzesreferendum in den Kantonen), auch wenn dies vorerst einmal einen Effizienzverlust bedeuten mag. Dieser Schaden wäre zu verkraften, weil der Abbau der direkten Demokratie langfristig den grösseren Schaden anrichten würde.
- Den Dialog über die Sprachgrenzen hinweg darf man nie abbrechen lassen, und die Massnahmen dazu sind zu fördern – dies gerade angesichts sich mehrender Zeichen gegenseitigen Unverständnisses[18].
- Darüber hinaus: Defizite der Geschichte sind bewusst anzunehmen, und es ist mit dem Mut zur Veränderung und dem Willen zur Selbstbescheidung in die Zukunft zu schauen.

In diesem letzten Punkt glaube ich an und plädiere entschieden für einen offensiven Weg der Mitte, zwischen den beiden Extremen hindurch und diese getrost hinter sich lassend: einerseits die Ewiggestrigen, die uns eine unbefleckte Vergangenheit vorgaukeln wollen, und anderseits jene notorischen Stänkerer, die ihr staatskritisches Süppchen nach dem Verlust ihrer Ideale 1989 nun auf einer anderen Platte weiterkochen möchten. ✦

[1] Der vielleicht berühmtere Untertitel seines Buches betitelt: Age of Extremes, Abacus, London, 1994.
[2] M. Hettling (Hrsg.), Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1998.
[3] Schaffhausen, Novalis, 1996, S. 123 ff.
[4] Roberto Bernhard et al., 150 Jahre moderne Schweiz. Identität und Bruchlinien, Editions Libertas, Biel 1997.
[5] Vgl. NZZ, 13./14. Februar 1999, S. 93 f.
[6] Die Schweiz – für Europa?, Hanser 1998, besprochen in der Oktober-Nummer, S. 46 f.
[7] Ebd., S. 235.
[8] Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1998.
[9] S. 109.
[10] S. 251. Vgl. dazu und für das Folgende demnächst Brühlmeier, «Gottfried Kellers politisches Denken: Vom Traum zur Enttäuschung der Republik», in: Studia philosophica, 58 (1999).
[11] G. Keller, Sämtliche Werke in sieben Bänden, Thomas Bönig, Markus Kaiser (Hrsg.), Bibliothek Deutscher Klassiker, Frankfurt a.M. 1985 f., Bd. 7, S. 162.
[12] Ebd., S. 244.
[13] Ebd., Bd. 6, S. 1066.
[14] Zit. in ebd., Bd. 7, S. 825 ff.
[15] In: Ders. et al., Schweizerische Eigenart – eigenartig Schweiz, Haupt, Bern 1996.
[16] Die Schweiz zwischen Tradition und Zukunft (1971), nun wieder in: Gesammelte Werke, Bd. VI, Zürich, Verlag Neue Zürcher Zeitung, S. 37.
[17] NZZ, Nr. 236 vom 11. Oktober 1995, S. 13.
[18] Vgl. dazu nun auch Marcel Schwander, Fondue & Roeschti, Heuwinkel, Carouge/Genève/Basel/Neuallschwil 1997.